

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 218.

Sonntag, den 17. September 1905.

20. Jahrgang.

Berliner Brief.

Von A. Silbins.

Nachdruck verboten.

Sturmeswehen. — Der Beginn der Saison. — In's Wandern. — Der Erfolg und Durchfall. — Bis früh um fünf. — Das Ende der Liebe. — Auf ins Metropol. — Jungfer Ambrosia. — Grau in grau.

U. Die Saison naht mit „Sturmeswehen“ und im Sturmschritt. Beides ist erklärlich. Wenn im Herbst von der Seite her die Sturmwarnungen kommen, kriegt Berlin auch seinen Teil ab, wenn es auch noch so sehr im „Herzen des Landes“ liegt. Es hat sich in diesen Tagen der Herbststürme gar recht fühlbar gemacht und mit den welfen flatternden Blättern sind auch die letzten Urlauber nach Berlin zurückgekehrt, so daß alles für die Saison wieder in Berlin ist. Die Ferien sind zu Ende, die Universität beginnt, es ist also wirklich wieder alles da. Nur das Militär ist nicht so vollzählig, wie sonst. „In's Wandern“ lautet die Parole, und hinaus zogen die bunten Rodenteen in die Terrains, von wo sie aber in kurzer Zeit mit den hohen Hoffnungen auf die Berliner Ereignisse zurückkehrten. Hier wird dann schon alles im besten Betriebe sein. So gehen ihrer Novitäten hüllen sich die königlichen Theater, das Deutsche, Lessing- und Neue Theater noch in Schweigen, während das Thalia-, Residenz-, Trianon-, Metropol-Theater und das Lustspielhaus ihre Premieren-Aufregungen hinter sich haben. Dem Thalia-Theater aus ist wieder einmal ein neues Wort geprägt worden: „Bis früh um fünf“ lautet es und es ist der Titel eines tollen Schwanke.

zu dem der Luna-, Venus- und Andra-Komponist Paul Linde die Musik geschrieben hat. Viel Nummern hat er ja nicht beigezeichnet, aber sie genügen, um im Verein mit der Tollheit Guido Thielers einen großen Erfolg herauszufahren, an dem sich die Freunde des Thalia-Theaters herzlich freuen. „Bis früh um fünf“ fliegt als Schlagwort durch Berlin, um so mehr als es auch der Refrain eines Linde'schen Marsches ist, der bereits überall gespielt wird. Neben diesem Schlager kennt Berlin noch zwei andere Linde's: Das niedliche „Kimm mich mit, nimm mich mit in dein Kämmerlein!“ und das drastische „Sie hatte einen Fidel-auf der Nase!“ Für den Anfang der Saison ist man also mit Melodien und mit Schlagworten versehen. Ebenfalls einen ganz hübschen Erfolg hatte das Residenz-Theater mit einem französischen Schwanke „In der Höhle des Löwen.“ Marie Fehdmer! Das ist das interessanteste an dieser Premiere gewesen. Die Fehdmer ist die deutsche Schauspielerin mit dem französischen Typ, die dem Trianon-Theater ein ganz bestimmtes Gepräge gegeben hatte. Dieses niedliche Stadtbahnen-Theater — man weiß, es ist in einen Stadtbahnenbogen gebaut — hat auch seinen ganz netten Saison-Anfang: „Das Ende der Liebe.“ Sehr charakteristisch für den Bruch mit der Fehdmer, die in so heißer Liebe am Trianon hing. Auch bei ihr das Ende der Liebe zu dieser Bühne und just in dem Augenblick, in welchem der erste Bonivant dieses Theaters, Hans Junfermann, mit dem sie fast in allen Stücken als Partnerin spielte, sich mit einer Dame der bürgerlichsten Gesellschaft — glücklich vermählte. Und nun „Auf ins Metropol“, d. h. ich möchte nicht so anspruchsvoll sein, wie die Herren in der Behrenstraße, welche mit diesem Titel ihrer neuesten Revue dem Publikum einen recht derben Wink geben. Jeder gebe,

trobin er will und wenn er auch ins Metropol geht, so wird er gewiß viel, sehr viel schauen. Ich hörte viele, die da meinten, die neue Revue wirke etwas verwirrend auf die Sinne und die Geistesgegenwart wäre nicht recht populär. Mich hat eins bei der Metropol-Sensation gewundert; man sprach gar nicht von dem „Terrassenbild Valensee“, jenem Unglücksbild, bei dessen Probe der bekannte Unfall sich ereignet hatte. War es keine Sensation! Nach der negativen Seite hat das Lustspielhaus eine solche gehabt, die Sensation eines pyramidalen Durchfalls. „Jungfer Ambrosia“ nennt sich das Unglücksstück, welches nach übereinstimmenden Berichten niedergezinkt wurde. In der Folge soll der Besitzer des Theaters gefessen und ein ganz verdichtet Gesicht gemacht haben. Er sei — so wird erzählt — seit den schönen Zeiten des Familientages der Ansicht gewesen, im Hause Fidel, also im Lustspielhaus, gäbe es überhaupt keinen traurigen Durchfall, und er pries sich daher als den glücklichsten Theaterbesitzer Berlins, zumal ihm ja auch das Thalia-Theater mit seinen Erfolgen gehöre. Der gute Mann wird sich nun mit Dr. Fidel trösten müssen. Es gibt eben auch Durchfälle am Theater. Ich habe heute absichtlich nur von den Vergnügungsstätten erzählt. Die sonstige Berliner Wochenchronik ist so trübe, daß ich es mir schenken will, darüber zu sprechen. Nord- und Liebestragödien. Grau in grau, der graue Nord draußen in der Heide. Empörend aber die Frivolität der Liebestragödien, bei denen junge Menschenleben sich um ein Nichts hingeeifert haben. Und wenn es noch Liebe wäre, so könnte man wenigstens auch hier von einem „Ende der Liebe“ in einem etwas poetischen Sinne reden.

Neu eröffnet! Photographie Samson & Co., eröffnet! Neu

Grosse Burgstrasse 10, Wiesbaden, Grosse Burgstrasse 10.

(Fahrstuhl zum Atelier.)

Geschäfte gleichen Namens und gleicher Art in fast allen Grossstädten Deutschlands.

Rasche Lieferung.

Sonntags geöffnet.

Zuvorkommende Bedienung.

Geschäftsprinzip der Firma:

Wir liefern nur das Allerbeste zu unerreicht billigen Preisen. Unsere Bilder werden von nur ersten Fachleuten künstlerisch und nach dem neuesten Verfahren hergestellt, sodass wir für alle unsere Bilder die vollste Garantie betreffs Haltbarkeit u. s. w. leisten können.

Preise der Glanzbilder:

1 Dtzd.
Visites
Mk. 1.90.

1 Dtzd.
Cabinets
Mk. 4.90.

1 Dtzd. Visites
f. Kinder unter 6 Jahren
Mk. 2.50.

1 Dtzd.
Postkarten
Mk. 1.90.

Ganz umsonst

erhält jeder Kunde, der sich in der Zeit vom 10. Septbr. bis incl. 24. Septbr. eine Aufnahme bestellt, eine

Vergrosserung

seines eigenen Bildes, in der Grösse von 30 cm breit und 36 cm hoch mit Carton.

Diese aussergewöhnliche Offerte ist nur für obengenannte Tage gültig und geschieht nur, damit sich die Bewohner Wiesbadens und Umgegend von unseren vorzüglichen Bildern überzeugen können.

8423

„Zum Blücher“,

6 Blücherstrasse 6.

Freundliches, angenehmes u. heimisches
Germania-Bier. **Bierlokal.** Germania-Bier.
Zu heiligem Besuch ladet, ertheilt
Carl Trost

Restauration

Waldhäuschen.
Schönster Ausflugsplatz. 1361

Gasthof „Zur Stadt Biebrich“,
Albrechtstrasse 9.
Bringe meinen schönen schattigen Garten in
schöne Erinnerung.

Wdh. Bräuning.

Für Raucher

empfehle als **Special-Marken:**
Prenzados 100 St. Mk. 5.25,
Brevas 100 St. Mk. 5.50,
Estrella 100 St. Mk. 6.50,
Flor de Lopez 100 St. Mk. 6.50.

Richard Ries,
26 Marktstrasse 26.

Ringfreie Kohlen

aus besten Zechen,
pro Centner Mk. 1.15—1.40, franko Haus.
Briketts Reelle
pro Centner Mk. 1.15, Bedienung.
empfeht **Karl Richter, Rheingauerstr. 2,**
früher Wellrichstr. 27. Telefon 2165.

Ich empfehle in grösster Auswahl und zu den
billigsten Preisen:

Herren-, Damen-, Knaben- und Mädchen-Stiefel

vom einfachsten bis zum feinsten Salon- und Strassenstiefe
in bester Ausführung und Passform.

Spezialität: Handarbeit.

Bitte beachten Sie meine Schaufenster u. Preise.

Johann Harsy,

Mauergasse 10. Mauergasse 10.

Uhren, Gold- und Silberwaren
empfeht zu aussergewöhnlich billigen
Preisen **Ph. Schlosser,** Markt-
strasse 6. — NB. Reparaturen an Uhren und Goldwaren
werden solid und billig ausgeführt. Altes Gold und Silber
wird Zahlung in genommen. 6445



Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger

(Alle Rechte für sämtliche Bilder und Texte vorbehalten. Abdruck verboten.)

~ ~ ~ Verbrecherhumor. ~ ~ ~



Transporteur: „Das Gefängnis war früher eine Ritterburg.“
Verbrecher (stolz): „Nun komme ich auch noch zu — — Ahnen.“

Ein glücklicher Unglücksfall oder: Der improvisierte Fallschirm.



Aus dem Geschichtsunterricht.

Lehrer (zum Schüler): „Also Du weißt nicht, wann die Herrmannsschlacht geschlagen worden ist? (Zählt ihm neun mit dem Stock auf.) So, merk's Dir, im Jahre 9 nach Christus! — Warum grinst Du Bengel?“

Schüler: „Ich freue mich, daß sie nicht zwanzig Jahre später gewesen ist!“

Explosion.

Er: „Aber liebes Kind, das schmeckt ja abscheulich — was ist denn das nur wieder?“

Sie: „Ein Versuch mit dem neuesten Patent-Pudding-Pulver.“

Er: „Da haben wir es! . . . Das kommt davon, wenn man Euch Pulver in die Hände gibt.“



Beim Photographen.

Gehilfe (eines Photographen, zu diesem): „Soll ich die Photographie der Mätin so lassen, oder noch etwas daran verbessern?“

Photograph: „Retouchieren Sie ihr nur noch 3—4 Jahre herunter.“

Unverfroren.

Madame (streng): „Sehen Sie mal, Anna, ich habe schon wieder einen silbernen Löffel in der Asche gefunden!“

Dienstmädchen: „Was Sie aber für ein Glück haben, Madame!“

Druckfehler.

„Und so“, schloß der Verteidiger, „beantrage ich Freisprechung, denn mein Klient ist erblich belästert.“

Eine böse Sorte.

Vermieterin (in einem Seebade): „Ich will Ihnen die Wohnung gern zu dem billigen Preise überlassen, aber vergehen Sie mir eine Frage: Rauchen Sie?“

Sommergast: „Allerdings! und zwar leidenschaftlich!“

Vermieterin: „Dann bedaure ich sehr. Der vorige Sommergast hat mir nämlich zwei Seegrass-Matratzen vollständig weggeraucht, weil die Zigarren hier im Bade so schlecht sein sollen!“

Gut gemacht.

Ein Professor der Mathematik will in den ihm zukommenden Rechnungen alles nach Möglichkeit in Zahlen und Maßen ausgedrückt haben. Sein Rasierer, ein wichtig veranlagter Mensch, sendet ihm am 1. Oktober prompt folgende Rechnung:

51½ qm Fläche rasiert = 29 Mark, 98 Pfennig.

Beim Wort genommen.

Student: „Denke Dir, Tantechen, diese Nacht habe ich von Feuer geträumt.“

Tante: „Das bedeutet Geld.“

Student: „Darf ich Dich darauf um einen kleinen Vorschuß bitten?“

Überschätzt.

Nichter: „Sie sind zu einer Geldstrafe von 50 Mark verurteilt!“

Angeklagter (seine leeren Taschenweisend): „O, Sie schmeicheln mir.“

Ach so!

A.: „Mein Großvater ist ein richtiger Mann fin de siècle.“

B.: „Wieso?“ — A.: „Na, er wird morgen 99 Jahre!“

Eingegangen.

Humoreske von Georgius.

„Bleiben Sie doch noch ein Stündchen, wir sind gerade so vergnügt heute,“ so rief der Apotheker dem Oberlehrer Dr. M. zu, der soeben den Stammtisch im „Blauen Löwen“ verlassen wollte. „Um,“ antwortete dieser, „ich bin seit drei Monaten hier in der Stadt und bin nie nach zehn nach Haus gekommen; meine Frau würde sehr böse sein, wenn ich ohne erheblichen Entschuldigungsgrund später käme.“ „Ach was,“ tönte es zurück, „den Entschuldigungsgrund werden wir schon finden.“ Dr. M. blieb sitzen, man kniepte bis nach Mitternacht, und inzwischen hatte der Amtsrichter, der zu den Tischgenossen zählte, einen Plan ausgedacht, der den Oberlehrer nicht nur für diesen Abend, sondern auch für eine Reihe von zukünftigen Fällen bei seiner Frau zu entschuldigen geeignet schien. Seelenvergnügt wanderte Dr. M. nach Haus, und getreu den schalkhaften Ratschlägen des Amtsrichters sagte er, bevor er die Haustür aufschloß, mit kräftiger Stimme: „Gute Nacht, Herr Pastor.“ Da seine Wohnung parterre lag und seine Frau, wie er richtig vermutet hatte, wach geblieben war, hatte diese die Worte deutlich gehört. Der Empfang gestaltete sich infolgedessen sehr friedlich. „Du warst mit dem Herrn Pfarrer zusammen?“ fragte sie neugierig. „Ja, dachte Dir,“ erwiderte der heuchlerische Gatte, „ich traf unseren Pastor auf der Straße und da fragte er mich, ob ich ihm nicht etwas behülflich sein wolle bei einem wissenschaftlichen Werk, das er gegenwärtig schreibt. Selbstverständlich erklärte ich mich bereit, und so haben wir den ganzen Abend zusammen gearbeitet. Schließlich hat er mich noch bis hierher begleitet, weil er noch etwas frische Luft schöpfen wollte. Ich habe ihm versprochen müssen, jede Woche zwei Abende bei ihm zu verbringen, damit das Werk bald zu Ende geführt werden könne. Es wird mir ja schwer, Dich so oft allein zu lassen, aber Du mußt bedenken, wie vorteilhaft es für mich ist, in dem Werke als Mitarbeiter genannt zu werden; übrigens werden wir wahrscheinlich in sechs bis acht Wochen fertig sein.“ Die Frau Dr. M. war stolz auf das Vertrauen, das den wissenschaftlichen Kenntnissen ihres Mannes entgegengebracht wurde und gab deshalb gnädig ihre Zustimmung. Nur eine Bemerkung konnte sie nicht unterdrücken: „Du scheinst mir etwas angeheitert zu sein.“ Schlagfertig antwortete er: „Ja, weißt Du, der Herr Pastor hat mir einen schweren Ungarwein vorgesetzt, an den muß man sich erst gewöhnen.“ Jetzt war sie vollkommen beruhigt. Trotz seines schlechten Gewissens schlief der Oberlehrer vorzüglich.

Drei Wochen waren seitdem in's Land gegangen. Mit großer Pünktlichkeit war der Oberlehrer regelmäßig zweimal in der Woche zu den „wissenschaftlichen“ Abenden im „Blauen Löwen“ gegangen. Mit dem Amtsrichter hatte er inzwischen Bruderschaft getrunken. Die Kneipabende waren ihm im Laufe der drei Wochen so an's Herz gewachsen, daß er mit Trauer daran dachte, wie es denn in Zukunft werden sollte; einmal mußte seine angebliche Tätigkeit im Pfarrhause doch ein Ende nehmen. Noch ein anderer Gedanke quälte ihn; wie leicht konnte die Geschichte schief gehen; wenn nun seine Frau durch Zufall erführe, daß alles Schwindel war? Ach was dachte er, wozu sich durch trübe Gedanken die Gegenwart versalzen — und ging wieder in den „Löwen.“ — Einige Tage darauf war er eben im Begriff, um 12 Uhr Mittags das Gymnasium zu verlassen, da sah er den Amtsrichter vor der Schule stehen, der sofort auf ihn zukam und

ihm zurief: „Doktor, Du mußt mal auf ein Viertelstündchen mit in den „Löwen“ kommen, der Wirt hat heute eine Probefendung „Erlanger“ bekommen, das müssen wir mal probieren.“ Dr. M. zögerte. Schließlich siegte die Neugierde, wie das „Erlanger“ wohl schmecken möge, und er erklärte: „Auf ein Glas, meinetswegen, aber länger auf keinen Fall.“ Mit einem mephistophelischen Lächeln erwiderte der Amtsrichter: „Selbstverständlich nur auf ein Glas.“

Die ganze Stammtischgesellschaft war versammelt; das „Erlanger“ mundete großartig, sodaß sich Dr. M. entschloß, dem einen Glas noch ein zweites folgen zu lassen; dann kam noch ein Schnitt und schließlich — ein Vitterzug. Die anderen hatten ihn nämlich mit seinen Schnittgläsern angepökt und sich alle Maßkrüge kommen lassen. Da konnte er nicht anders, er mußte dem Beispiele folgen. Es wurde getrunken geredet und gesungen. Dr. M. erklärte wiederholt, einen so großartigen Freischoppen noch nicht mitgemacht zu haben, und kam dem Amtsrichter mehrere „Salbe“.

Es war gegen sechs Uhr Abends, als man sich trennte. Alle hatten mehr oder weniger einen „Schwips“, der Oberlehrer aber hatte einen ausgewachsenen „Affen“. Unterdessen war es dunkel geworden, und die Straßen waren infolge eines heftigen Regenwetters fast menschenleer. So kam es, daß er sich einbildete, es sei schon sehr spät am Abend. Mit unsicheren Schritten steuerte er seiner Behausung zu.

Während dessen nahte das Verhängnis. Frau Dr. M. hatte den Nachmittag in lebhafter Unruhe zugebracht. Daß ihr Mann nicht zum Essen nach Hause gekommen war, schien ihr naturgemäß unbegreiflich. Sollte er etwa beim Herrn Pfarrer sein und vor lauter Arbeitseifer das Mittagessen vergessen haben? Die Zimmersuhr schlug sechs — da klingelte es. Sie öffnete hastig, und vor ihr stand — der Pfarrer. Dieser kam, die Frau Doktor zur Beteiligung an einem Bazar einzuladen, der in nächster Zeit zum Besten eines Kirchenbaues veranstaltet werden sollte. „Selbstverständlich werde ich meine schwachen Kräfte zur Verfügung stellen“, lautete die Antwort, „aber verzeihen Sie die eine Frage: War mein Mann heute bei Ihnen?“ — „Nein“, erwiderte der geistliche Herr, „ich habe schon lange nicht mehr das Vergnügen gehabt, Ihren Gatten zu sprechen.“ — „Sie scherzen, Herr Pfarrer; übrigens Ihr Werk ist wohl bald druckreif?“ — „Mein Werk? Druckreif? Pardon ich verstehe nicht, was Sie meinen, verehrte Frau Doktor; außer ein paar Gedichten, die ich als Primaner verbrochen, habe ich noch nie gedruckt.“ — „Aber ich begreife nicht, mein Mann war doch jede Woche zwei Abende bei Ihnen, um mit Ihnen zusammen“ — sie brach mit einem leisen Schreckensschrei ab, denn von der Straße ertönten mit etwas belegter Stimme die Worte: „Gute Nacht, Herr Pastor.“ Halb ohnmächtig sank sie in einen Sessel, ihr war plötzlich alles klar. Der Pfarrer, der ansah, den Sachverhalt zu ahnen, blickte lächelnd nach der Tür, durch die soeben der Herr Oberlehrer in Schlangentlinien hereinmarschierte. „Liebe Emilie“, stammelte er und — dann klappte er auf einem Sessel seiner Frau gegenüber in sich zusammen — er hatte die dritte Person im Zimmer erkannt. „Gute Nacht, meine Herrschaften“, sprach der Pastor, der Mühe hatte, einigermaßen ernst zu bleiben. Er bekam keine Antwort auf seinen Abschiedsgruß, denn die beiden Eheleute waren „ohnmächtig“.

Falal.

Diener (zu seinem Herrn, der mit einem Freunde nach Hause kommt): „Es waren zwei Herren hier, die nach Ihnen gefragt haben!“

Herr (vornehm): „Haben Sie ihre Karten zurückgelassen?“

Diener: „Hier sind sie — die Quittung haben sie abgerissen!“

Splitter.

Ein Ruß ist kein Ruß — erst beim Klüffen fängt das Klüffen an.

Mildernder Umstand.

Frau: „Leugne doch nicht, ich habe von hier oben gesehen, wie Dir die Köchin einen Ruß gab!“

Mann (kleinlaut): „Run ja, aber ich hab' mich jedenfalls ordentlich gewehrt.“

Liebenswürdige

Aufklärung.

Unteroffizier (der Rekruten in den zoologischen Garten geführt): „Seht mal, Leute, das hier ist das Rhinoceros, das ist das Tierchen, welches sich vergeblich abmüht, Euch den Dummheitsrekord abzulaufen.“

Feiner Unterschied.

Gast (in einem Restaurant zur Kellnerin): „Ich bin doch früher gekommen als jener Herr, dem sie schon seit geraumer Zeit Bier gebracht haben, und ich habe immer noch keins.“

— „Ja, Herr Meier, das Bedienen kommt bei mir nicht aufs Kommen, sondern aufs Bekommen an.“

• Das kommt davon. •



Fräulein (das mit ihrem Bräutigam unter dem Regenschirm spazieren geht, plötzlich): „Hilfe! Hilfe!“

Spaziergänger: „Was ist denn los?“

Fräulein: „Ach Gott, mein Bräutigam wollte mich küssen, jetzt sitzen wir alle beide mit den Köpfen zwischen den Stäben eingeklemmt.“

Selbstgespräch.

Kaffierer: „Donnerwetter, wenn ich mich jetzt mit den zehntausend Mark dünne machen würde, dann könnte ich mich mal eine Weile dicke tun.“

12

Belehrung.

Karlchen: „Dunkel, was ist denn das, ein Feldwaibel.“

Dunkel: „No, das wird halt sein. . . . a Marktetenderin.“

13

Angeknüpft.

Fabrikant: „Dieser Kochapparat gebraucht stündlich nur für zwei Pfennig Spiritus!“

Frau (zu ihrem Mann): „Daran solltest Du Dir ein Beispiel nehmen, alter Säufer!“

Verschiedener Geschmack.

Oberst: „Und dann, Leute, halte ich vor allen Dingen auf stramme Disziplin.“

Musketier Lehmann (zu seinem Nebenmann): „Du Willem, ich halte eigentlich mehr uf 'n strammes Dienstmädchen.“



12 12 Missverstanden. 12 12



Der wohlbeleibte Herr Rat will im Vorbeigehen im „Goldenen Laun“ noch ein Gläschen mitnehmen und fragt den unter der Torfahrt stehenden Hausknecht, ob er da durch den Hausgang auch hineinkomme.

„Warum denn nicht,“ meinte der Johann, „kommt ja sogar der Hotelwagen durch.“

Gedankensplitter.

Sorglosigkeit, Frohsinn — das Leben der Schule, Sorge, Enttäuschung — die Schule des Lebens.

14

Kein Verhältnis.

„Die Professoren haben Dich ja schmähtlich durchfallen lassen.“ — „Das ist keine Kunst, fünf gegen einen.“

• • • In der Kunstausstellung. • • •



Modell (das eine Anzahl Bewunderer ihres Bildes beobachtet): „Nun hat der dumme Kerl, der Maler, vergessen, mein Gesicht mit zu malen, da weiß ja niemand, daß ich es bin; wie schade!“



Nr. 218.

Samstag, den 17. September 1905.

20. Jahrgang

Morsich.

Roman von Friedrich Jacobien.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

„Es wird ein stürmischer Tag — sehen Sie die Wolken, die da ziehen, niemand weiß, was sie bringen. Also, der andere, von dem wir sprechen — der allein Wissende, Frau Margen, er lebt in der Verborgenheit und wir können ihn darin lassen — vielleicht müssen wir es sogar. Dann wird das Ehegerichtsgericht, wenn es konsequent bleibt, das erstinstanzliche Urtheil abschließend aufheben; es wird Ihre Schuld, Frau Margen, nicht für hinreichend bewiesen halten, und die Ehe zwischen Ihnen und Ihrem Gatten bleibt bestehen. Vor der Welt eine lahme Ehe, in den Wänden des Hauses eine tote Ehe, aber dennoch ein Rechtsverhältnis, das Sie dereinst zum Erben von Millionen macht.“

Wenn wir aber den allein wissenden Zeugen ausfindig machen — mit Hilfe des andern — dann wird dieser Zeuge voraussichtlich, oder selbstverständlich, eine Aussage erstatten, die Sie, gnädige Frau, vollkommen entlastet und die aus einer lahmen Ehe zum mindesten vor den Augen der Welt eine gerechtfertigte Ehe macht.“

Dr. Wangemann machte eine Pause und senkte dann seine Stimme noch tiefer.

„Ich habe bis zu diesem Augenblick als Ihr Rechtsbeistand und als Ihr Freund gesprochen; nun lassen Sie mich im Geiste dessen reden, der Ihr Gegner ist und der von Ihnen losgelöst zu werden strebt. Wenn der Fall eintreten sollte, Frau Konsul Margen, daß Josef Richter aus Haß gegen Sie oder aus Liebe zu der Wahrheit die Behauptungen Ihres Gatten bestätigt — wissen Sie, was alsdann die Folge sein wird?“

„Meine Freiheit,“ sagte Senta, und blickte hinaus auf den grauen Himmel, „denn auf andere Weise werde ich sie doch nicht erlangen können.“

Ueber das Gesicht des Juristen ging ein feines Lächeln.

„Dann hätten wir allenfalls das Urtheil rechtskräftig werden lassen können. Aber man spricht doch von der goldenen Freiheit, gnädige Frau, und davon würde in dem zuletzt erwähnten Falle wenig übrig bleiben. Eine Ehescheidung, die Sie allein für den schuldigen Theil erklärt, nimmt Ihnen dreierlei: erstens: mißbernde Umstände vor dem Richterstuhl der Moral; zweitens: die Aussicht auf ein bereinstiges Erbe; drittens: die Möglichkeit, Ihr bisheriges Leben fortzusetzen — denn nach den Vorschriften unseres Gesetzes hat der Ehemann nicht die Verpflichtung, nach Trennung der Ehe die für allein schuldig erklärte Gattin zu unterhalten.“

„Unter keinen Umständen, Herr Doktor?“

„Unter keinen.“

„Es ist ein graufames Recht“, sagte die junge Frau heftig. „Wissen denn die Leute, die das Gesetz gemacht haben, aus welchen Gründen eine Frau schuldig wird? Oder wissen sie nicht vielmehr, daß die Schuld der Frau sich fast immer und überall auf der Schuld des Mannes aufbaut?“

Dr. Wangemann verbeugte sich.

„Wenn Frauen das Gesetz gemacht hätten, dann wäre es anders ausgefallen. Aber das Recht deckt sich nicht immer mit der

Moral, und schließlich müssen wir irgend eine Frau haben. Schuldig oder nichtschuldig, der Richter hat es ja in der Hand, nach Lage des Falles Sein für Schein einzusetzen. Aber Sie sind mir noch eine Antwort schuldig geblieben, und diese Antwort kann niemand geben außer Ihnen. Soll ich, wie die Sachen nun einmal liegen, den Versuch machen, die beiden verschwundenen Zeugen aufzustöbern, oder wollen wir darauf vertrauen, daß die Berufungsinstanz Ihr Urtheil aufhebt und Ihnen zwar nicht eine armelige Freiheit, aber wenigstens die goldenen Fesseln zurückgibt?“

Es war eine Frage, deren Bedeutung nicht mehr unverständlich werden konnte, die Frage nach Schuld oder Unschuld, die ein Rechtsbeistand nur selten in nackten, dünnen Worten zu stellen pflegt, an der er stumm vorübergeht in der stillschweigenden Voraussetzung, daß sein Klient im Rechte ist. Aber in diesem Falle mußte sie, wenn auch in verhüllter Form, gestellt werden, denn der Zeuge, um den es sich handelte, war eine zweischneidige Waffe, und Senta fühlte das auch in der Tiefe ihrer Seele. Aber dennoch wich sie nach Frauenart aus; es war ihr unmöglich, diesem kühl denkenden Juristen ihr ganzes Herz zu öffnen.

„Gibt es keine andere Lösung?“ fragte sie bekümmert und legte die Hand auf den Arm des neben ihr stehenden Mannes. „Mein Gott, wenn ich daran denke, daß die beiden Unglücklichen aufgefunden werden — sie müßten ja so oder so in das schreckliche Buthaus zurückwandern!“

„Eine Lösung?“ entgegnete Dr. Wangemann. „Ich wünschte keine, die in unsern Händen ruht. Wir wünschen doch nicht, daß der Himmel selbst ein Eingehen hat und Ihren Gatten sterben läßt, bevor das Urtheil die Rechtskraft beschritten hat. Das wäre freilich eine einfache Lösung aller Wirrsal, aber wir Menschen hängen am Dasein, und darum wünschen wir auch unserm Gegner das Leben. Verzeihen Sie, gnädige Frau, daß ich von dieser einen Möglichkeit spreche, aber ich wollte Ihnen nur damit beweisen, daß die rollende Kugel ihren Lauf nehmen muß. Ist unsere Unterredung damit abgeschlossen?“

Dr. Wangemann sprach die letzten Worte noch kühler, als er überhaupt zum Schluß gesprochen hatte, und er empfand in der That etwas, das einem körperlichen Frösteln glich.

Es war vielleicht der rauhe Tag und die feuchte Seeluft, die sich durch eine offenstehende Scheibe des Fensters herein drängte; vielleicht hatte er auch die unbestimmte Empfindung, daß diese schöne Frau, die noch immer dicht neben ihm stand, unlösbar Räthsel in ihrer Seele barg.

Sie hatte ihn soeben mit großen, sonderbaren Augen angesehen, und er verlor es fast, auf jene Möglichkeit hingewiesen zu haben, die nie und unter keinen Umständen den Gegenstand menschlicher Berechnungen bilden darf.

Denn der Gedanke an den Tod eines Menschen könne zum Wunsch werden, und schon dieser Wunsch ist ein schwerer sittlicher Makel.

Als der Rechtsanwalt das Zimmer mit einer Verbeugung verlassen hatte, blieb Senta noch eine Weile regungslos stehen und starrte auf die Thür, die schon längst wieder geschlossen war. Ihre großen, schwarzen Augen brannten wie Feuerflammen in dem blassen Gesicht, und das Athmen schien ihr schwer zu werden.

Dann riß sie mit einer hastigen Bewegung das Fenster auf und ließ den Seewind um die Stirn streichen.

Er fuhr mit Schauern herein wie ein Dämon, der draußen gelauert hat, und Senta sah, daß er da unten an dem Strande schon Unheil angerichtet hatte.

Es wollte wohl Sturmfluth geben.

Die Strandwächter liefen wie Ameisen durcheinander und schleppten die Strandkörbe unter dem Schutze der Wandelbahn, links, wo man die Flagge des Damenbades flattern sah, war eine vollständige Flucht vor den heranbrausenden Wellen eingetreten, und wenn auch nach Wenningstedt zu, wo der Herrenstrand lag, einzelne besonders feste Schwimmer aus dem Gisch der Brandung emporstauten, so vernahm man doch in kurzen Pausen den warnenden Hornruf des Bademeisters, und das Geschrei der tiefliegenden Möwen vermehrte noch den Eindruck einer Naturgewalt, die mitten im Frieden des Sommers aus grauen Wolken hervorbrach.

Joseph Richter hatte nicht viel Zeit dazu gebraucht, seine Habseligkeiten zusammenzupacken, denn er war nur mit einem Kasten auf die Insel gekommen, und nicht einmal die Geige gehörte ihm zu eigen, sondern das Instrument war ihm und seinem Kapellmeister zur Benutzung überlassen worden.

Was er aber jetzt begann, das machte bald den Eindruck einer heimlichen Flucht.

Er überzählte zunächst seine Barschaft, sonderte einen kleinen Betrag ab, der als Entschädigung für Kost und Logis gelten könnte, legte das Geld mit einem Zettel neben den Geigenkasten und warf sodann das gepackte Kofferchen über die Schulter.

Der Fischer hatte sich in die Wohnstube zurückgezogen, um den versäumten Schlaf der Nacht etwas einzuholen, während Gene in der Küche mit einer häuslichen Arbeit beschäftigt war; diese Gelegenheit benutzte Joseph, um durch die Stallthür das Freie zu gewinnen, und wenige Minuten später hatte er die nächste Düne erreicht, deren Kamm in den Blicken der Dorfbewohner entzog.

Wenn es denn überhaupt jemand der Wähe werth erachtet hatte, ihm nachzuschauen.

Es war noch früh, und die meisten Insassen der wenigen verstreuten Häuser saßen wohl noch am Kaffeetisch oder beschäftigten sich im Stall und Scheuer; erst in einer Stunde, wenn der nach Hörnum fällige Zug vorüberkam, pflegten sie auf die Felzarbeit zu gehn, denn dieses zweimal am Tage wiederkehrende Ereigniß war ihre Uhr, und wenn einer unter ihnen einen anderen Zeitmesser besaß, dann wurde er nach der ersten Rauchwolke gestellt, die über dem halbversandeten Bahnkörper aufwirbelte.

Der Morgenzug stand mit dem Dampfschiff in Verbindung, welches während der Sommermonate einmal täglich von Hörnum über Helgoland nach Hamburg fuhr und von sehr vielen Reisenden benutzt zu werden pflegte; es richtete sich natürlich nach der Fluth und mußte heute in etwa zwei Stunden fällig sein.

Joseph ging in der Richtung nach Süden.

Wenn es seine Absicht war, zu Fuß das Schiff zu erreichen, so mußte er tüchtig aufschreiten, und der Zug konnte ihm dabei auch nichts nützen; denn es gab zwischen Neu-Mantum und dem Bahnhof von Hörnum kaum eine einzige menschliche Wohnung und inselgebeffen auch keine Haltestelle; es war eine aus Dünen und dazwischen gelagerten Thälern bestehende Einöde, wie sie ähnlich auf der ganzen Insel nur im Norden bei List wieder gefunden werden konnte.

Man fand keine Schafherden und kein Anzeichen einer menschlichen Thätigkeit; nur die Möwe nistete in dem vom Dünengras durchwucherten Sande, und bisweilen sah man links vom Wattenmeere den Regenpfeifer und Kattgänse in Schwärmen aufsteigen; es fiel auch von Zeit zu Zeit ein halb verwehter Schuß, der die Anwesenheit eines einsamen Jägers verrieth, aber sonst hätte man glauben könne, sich mitten in einer unermeßlichen Wüste, tausend Meilen abseits von der Zivilisation, zu befinden; denn die rechts und links emporsteigenden Dünen verdeckten auch den Ausblick auf das offene Meer und auf das Watt zwischen Insel und Festland.

Joseph ging mühsam und planlos.

Er hätte den schmalen Schienenstrang als Wegweiser benutzen können; aber er wußte, daß bisweilen Arbeiter auf der Strecke beschäftigt wurden, die den ewig beweglichen und wank-

dernden Sand aus den tiefsten Einschnitten des Bahnkörpers zu entfernen hatten, und es war sein Bestreben, so lange wie möglich jede Verührung mit einem menschlichen Wesen zu vermeiden; es war sein Vorsatz, heute noch die Insel zu verlassen, und wenn das auch nur auf einem belebten Schiffe geschehen konnte, so dünkte ihm doch schon die Planken desselben als ein Schutz und Schirm vor lästigen Nachforschungen.

Bisweilen blieb er stehen und schaute sich um.

Die Dünen waren so zahlreich und die eingebetteten, von Moos und Heide überwucherten Thäler waren so einförmig, daß wenige Schritte aus der geraden Richtung einem Verirren gleich kamen; aber diese Vorstellung weckte zugleich ein anderes Gefühl.

Wer einen Verfolger hinter sich hatte, der brauchte nur in die Wildniß einzutauchen, um fast spurlos zu verschwinden; der Wind, wie er jetzt aus grauen Wolken über die Insel fuhr, verwischte fast auf der Stelle jede Spur eines menschlichen Fußes; die großen Formen der Umgebung ließen eine einzelne Gestalt zum Punkt zusammenschrumpfen, und wenn man sich an der ersten besten Stelle in das Dünenras niederwarf, so mochte es den Eindruck hervorrufen, als sei die regungslose Gestalt einer jener Steine, die eine graue Vorzeit über die ganze Insel verstreut hatte.

Joseph wußte, daß er in diesem Augenblick nicht verfolgt wurde, aber das Zusammentreffen mit seinem früheren Genossen hatte in ihm das Gefühl der Unsicherheit wachgerufen, und er begann heute aufs neue die seither unterbrochene Flucht.

Da kamen jene Erinnerungen über ihn, wie er die einsame Gebirgswelt Tirols durchirrte und angstvoll zurückschäpfe, ob nicht der Federbusch eines Jägers hinter der soeben verlassenen Berghalde auftauchte — wo er auf den Schrei des Adlers lauschte, als wenn es der Ruf des Verfolgers sein müßte, und auf den Schuß des Wildschützen, der ebenfogat aus dem Rohr eines Jägers stammen konnte. Damals war er gelaufen wie von Juriem gehezt, aber das Gespenst, vor dem er sich flüchtete, hatte zum mindesten erkennbare Formen und zerfloß nicht wie jener Nebelstreifen, der soeben über einem Dünenthal emporflatterte und vom Winde in Fäden zerrissen wurde.

Eine fest umgrenzte Zeit der Freiheitsentziehung, eine harte Strafe, die nach spätestens drei Jahren endete — das war der Grund seiner Flucht gewesen, und das war die Ursache, weswegen Joseph Richter auch heute seinen Kopf bisweilen in den Nacken wendete.

Konnte es nicht viel schlimmer über einen Menschen kommen? Gab es nicht vom Gesez Geächtete, deren Schicksal noch nicht durch Richterspruch entschieden war, denen das harte Holz der Anklagebank noch bevorstand, und die auf ihrer Flucht nicht wußten, ob nur die Mauer der Untersuchungshaft oder das Klingeln des Fallbeils ihnen bevorstand?

Diese Unglücklichen mochten freilich noch ganz anders laufen, und sie wären wohl im Stande gewesen, mitten in der finsternen Nacht zwischen Ebbe und Fluth ihren Fuß dem trügerischen Meeresboden anzuvertrauen — lieber wenigstens als einer blinden Gerechtigkeit, die wahllos nach einer schwarzen oder weißen Kugel tastet.

Joseph ging langsamer; es war nicht nur der tiefe Sand, der seine Schritte hemmte.

Was war es denn gewesen, das ihn dazu verleitet hatte, unter unsäglichen Anstrengungen die Freiheit zu gewinnen, der Kugel des Nachpostens zu trohen und den Zähnen der Hunde, die man auf die Spur eines entsprungenen Sträflings zu hegen pflegt?

Man hatte ihn und seinen Genossen eigentlich gar nicht so schlecht behandelt, man hatte ihnen mit Rücksicht auf ihren Bildungsgrad alle Erleichterungen gewährt, die das Gesez gestattete, man hatte sie nicht einmal Wölle spinnen und Berg zupfen lassen, sondern sie mit Rechnungsarbeiten beschäftigt, die den Geist wenigstens vor dem Hungertode bewahrten.

(Fortsetzung folgt.)

Ein stummes Opfer.

Erzählung von Robert Kraft.

(Nachdruck verboten.)

Sir John Murray verwünschte sein Unglück, daß er gerade jetzt, da sich seine Nachbarn bei dem prächtigen Herbstwetter an Fuchsjagden ergötzen, als Patient das Zimmer hüten mußte. Welche Freude daher, als eines Nachmittags unvermutet fünf benachbarte Gutsbesitzer den im Lehnstuhl sitzenden Kranken besuchten! Bis zum Nachtessen drehte sich das Gespräch natürlich nur um die stattgefundenen Fuchsjagden, um neugelaufte Pferde und Aehnliches, erst die bei Tisch erscheinende Tochter Isabel nötigte die Herren zu anderer Unterhaltung.

Nach der Mahlzeit, als die Gesellschaft gemächlich bei Wein und Porter am Kamin saß, in dem des kühlen Wetters wegen bereits ein Holzfeuer brannte, ereignete sich ein Vorfall, der ein neues Gesprächsthema anregte. Einer der Gäste warf durch eine ungeschickte Armbewegung eine brennende Lampe vom Seitentisch herab, worüber die junge Tochter des Hauses laut aufschrie und, obgleich die Sache ganz ungefährlich verlief, noch lange mit bleichem Gesicht dasaß. Sie mußte den gutmütigen Spott der Herren über ihre Schreckhaftigkeit erdulden, und der Hauswirt machte Bemerkungen, wie sehr das weibliche Geschlecht dem männlichen doch an Mut nachstünde.

Jener Herr jedoch, welchem das Mißgeschick mit der Lampe passiert war und dessen ganze Erscheinung den ehemaligen Offizier verriet, schien anderer Meinung zu sein.

„Mut?“ fragte er. „Was verstehen Sie unter Mut, Sir John?“

„Nun, eben — Mut — Tapferkeit, Unerschrockenheit.“

„Nun wohl, ich behaupte, daß die meisten Frauen ein ebenso tapferes Herz besitzen, als die Männer, nur daß ihnen weniger Gelegenheit geboten ist, es zu zeigen.“

„Bravo, bravo!“ rief Isabel erfreut.

„Daß eine Frau aufschreit,“ fuhr ihr Verteidiger fort, „wenn plötzlich ein Schuß fällt oder eine Maus an ihr vorbeiläuft, ist nur eine Folge ihrer feineren Nerven; der feigste Bursche bleibt ruhig dabei sitzen. Zwischen Mut und Feigheit kann man überhaupt keine so scharfen Grenzen ziehen. Ich kenne Soldaten, welche mit vor Angst schlotternden Knien in die Schlacht gingen und sich dann wie die Löwen schlugen. Als Helben wurden sie empfangen und waren im Grunde genommen doch nur Feiglinge, die zuschlügen, um ihr Leben zu retten. Und das müssen Sie mir doch zugeben, meine Herren, daß Frauen durch Taten, die der Mutterliebe entspringen, manchmal den kühnsten Mann in den Schatten stellen.“

Es wurde ihm erwidert, „die Frauen folgen der Eingabe des augenblicklichen Gefühls, ohne dabei die Gefahr zu sehen. Und wenn die Frau Mut zeigt — Ausnahmen natürlich abgerechnet —, so ist er mehr leidender Art, es also mehr Selbstverleugnung.“

„Selbstverleugnung, das ist das richtige Wort,“ rief Isabels Verteidiger lebhaft, „in der Selbstverleugnung liegt der höchste, der edelste Mut, denn wer mit klarem Bewußtsein für die Rettung des Vaterlandes, einer anderen Person oder zur Erreichung eines hohen Zieles sich und sein Leben opfert, der allein ist ein Held. Wer dagegen sein Leben in die Schanze schlägt, um sich zu bereichern, sei es an Geld, sei es an Ehre bei Lebzeiten, der ist wohl ein Mutiger, aber kein Edler, kein Held. Wer nun von Ihnen, meine Herren, will leugnen, daß die Frauen uns Männern an Selbstverleugnung ebenbürtig sind? Ihre Selbstverleugnung tritt nur in anderer Weise und bei anderen Gelegenheiten zu Tage, als bei uns. Ich kann Ihnen eine Geschichte erzählen, die das ins hellste Licht stellt. Sie haben erfahren, meine Herren, daß Colonel Stuart in Indien gestorben ist?“

„Malcolm Stuart, Colonel vom 2. bengalischen Kavallerie-Regiment?“ warf jetzt der dritte Offizier des Kreises ein. — „Derselbe.“

„Ich entsinne mich seiner noch sehr lebhaft,“ bemerkte der Hausherr. „Er war am Hofe zu Delhi immer in der Begleitung der indischen Prinzen, und das von ihm geführte Regiment war das beste von allen. Nie habe ich einen schneidigeren Offizier in englischer Uniform gesehen.“

„Die Geschichte ist wohl recht traurig?“ fragte Isabel.

„Sehr traurig — und sehr schön. Die Heldin darin ist ein Weib, die sich selbst opferte, um den Geliebten zu retten. Hören Sie nur!“ —

Zu jener Zeit, im Frühling 1857, als der große Aufstand in Indien ausbrach, diente Malcolm Stuart als Leutnant in einem aus eingeborenen Soldaten bestehenden Regiment, welches in Owallor stand. Natürlich gelangten auch dorthin aufregende Nachrichten über Unruhen unter den Eingeborenen. Aber die wenigsten Engländer dieses Regiments, Offiziere, Unteroffiziere und eine kleine Abteilung Gemeiner, glaubten, daß etwas Ernsthaftes daraus würde, und da der Nadscha des Bezirks selbst — Sindia hieß er — ihnen mit der größten Freundschaft begegnete, so bezweifelten man nicht, daß er mit seinen Leuten den Engländern in jeder Gefahr beistehen werde.

Die Offiziere machten sich also keine Sorgen über die Gerüchte, sondern gaben sich nach wie vor dem Dienste und den Vergnügungen hin, ließen die englischen und eingeborenen Soldaten erzögern, spielten Ball und veranstalteten öfters kleine Festlichkeiten. Der Liebling der ganzen Garnison war

Malcolm Stuart. Die Leute verehrten ihn als den kühnsten Krieger, Schützen, Reiter und den keuschesten Menschen im einen Gott, die Offiziere hatten keinen treueren, aufopfernden Kameraden als ihn, und die Damen, welche ihren Gatten und Vätern nach Indien gefolgt waren, behaupteten, die Freude vermeide das Fest, wenn Stuart nicht anwesend sei. Es gab auch keinen besseren Gesellschafter als Stuart; immer heiter, witzig, unterhaltend, vor Lebenslust überprudelnd, selbst dann, wenn die anderen Offiziere manchmal dem heißen Klima glaubten erliegen zu müssen.

Etwa vier Monate, bevor der Aufstand ausbrach, erfuhr Stuart, daß ein Tiger in einem acht bis zehn Meilen entfernten Dorfe eine Reihe von Ueberfällen ausgeführt habe, und sofort war er bereit, dem Unhold den Garauß zu machen, denn die Eingeborenen jenes Dorfes beteten und murmelten Zauberformeln, dachten aber nicht daran, dem Fürsten der Dschungeln auf den Leib zu rücken. Begleitet zu diesem Jagdausflug konnte Stuart nicht gewinnen; ein Teil der Offiziere war auf Urlaub, und die anwesenden wollten des entsehligen heißen Wetters wegen nicht mitgehen. Der junge Offizier brach also allein auf, nur von seinem eingeborenen Diener Ramal, ebenfalls einem bewährten Tigerjäger, begleitet. Als er das Dorf erreichte, fand er die ihm hinterbrachten Nachrichten bestätigt: der Tiger hatte nicht nur eine Menge Vieh geraubt, sondern auch zwei Weiber überfallen, und unter den Dorfbewohnern herrschte namenloses Entsetzen.

Am diesem Morgen war wieder eine Kuh zertrissen worden, und die Eingeborenen zeigten ihm die Stelle, wo der nur halbaufgefressene Raub in der Nähe eines hohen Baumes lag. Ohne Zweifel kehrte der Tiger des Nachts zurück, um seine Mahlzeit zu vollenden. Mit Anbruch der sehr dunkel werdenden Nacht nahm Stuart also nebst Ramal auf dem Baume Platz; der Tiger kam, Stuart schoß und verwundete das Tier nur, das nach dem bewaldeten Hügelande floh. Jetzt begann ein richtiges Kesseltreiben. Die Dorfbewohner bewaffneten sich mit Gongs, Blechtopfen, Pfannen, Schüsseln, Tellern und anderen Lärminstrumenten, umstellten die Schlucht und machten einen Höllenspektakel, um den Tiger abzuhalten, das Weite zu suchen, denn der Tiger fürchtet solchen Lärm mehr, als den Jäger mit der Büchse. Inzwischen durchstöberte Stuart die Büsche und sonstigen Schlupfwinkel der Schlucht, das Gewehr immer schußbereit, hinter sich nur den treuen Ramal mit einer Reservebüchse.

So erfahren die beiden Jäger auch waren, sie sollten doch getäuscht werden. Plötzlich raschelte es im Laub, und ehe Stuart noch an den Gebrauch seiner Büchse zu denken vermochte, sah er einen großen gelben Körper durch die Luft sausen. Der durch die Schmerzen furchbar gereizte Tiger war ohne vorheriges Knurren auf seine Gegner gesprungen. mit einer gewaltigen Kraft wurde Stuart zu Boden geschleudert, sein Gewehr entlud sich und flog zwischen die Büsche. Aber er selbst war vollkommen unberührt und stand im nächsten Augenblick wieder auf den Füßen, dicht hinter ihm lag Ramal und auf ihm kniete der Tiger, so nahe, daß Stuart ihn mit der Hand erreichen konnte.

Ohne einen Augenblick zu zaudern, zog der junge Offizier sein Jagdmesser und stieß es dem Tiger mit aller Kraft ins Genick. Mit einem Schmerzgeheul ließ das Tier sein Opfer fahren, und ehe Stuart den Stoß wiederholen konnte, lag er am Boden, und Brust und Schultern waren ihm von einigen Schlägen der furchtbaren Taten zerfleischt.

Er hörte noch einen Knall, fühlte, wie sich des Tigers Klauen krampfhaft zusammenzogen, wie er über ihn hinrollte, sah noch, wie der blutüberströmte Ramal, der sich wieder ausgerichtet hatte, mit der noch rauchenden Büchse in der Hand zusammenbrach, und dann verließ ihn das Bewußtsein.

(Fortsetzung folgt.)



Die Maße der biblischen Gebäude und Personen waren von jeher eine Quelle der Verwunderung für die Jugend und ein schwieriges Problem für Archäologen und Geschichtsforscher. Eine Hauptschwierigkeit liegt in dem Maß der Bibel, des „Elle“; wieviel die Elle nach unserem heutigen Maße aus-

maße, darüber konnte man bisher immer nur Vermutungen anstellen. Gewöhnlich nahm man eine Elle von einem Fuß sechs Zoll (ca. 45 Centimeter) an; auf dieser Annahme sind viele Abmessungen, die man heute für unerschütterlich hält, auf gebaut worden. Lehlilin veröffentlichte nun ein englischer Forscher, Reverend W. Shaw Caldecott, ein Buch „Die Stifftshütte, ihr Bau und ihre Geschichte“, in dem er aus dem Zeugnis der Bibel selbst und mit Hilfe scharfsinniger Deductionen von dem berühmten Senkrecht-Tafelchen das Vorhandensein von drei verschiedenen Ellen feststellen zu können glaubt. Schon tausend Jahre vor der Geburt Abrahams waren diese drei „Ellen“ in Gebrauch; sie entsprachen nach Caldecott $\frac{2}{10}$, $\frac{1}{3}$ und $\frac{1}{2}$ englischen Fuß (1 engl. Fuß = 30,48 Centimeter). Die erste Elle wurde ausschließlich für das Messen von Gold und goldgewirkten Wandteppichen gebraucht, die zweite für Bauarbeiten und zum Messen von Gegenständen und Personen, während die dritte nur zum Messen von Flächen diente. Nach Caldecotts Berechnungen kann man sich nun eine genauere Vorstellung der Größenverhältnisse bei den biblischen Persönlichkeiten machen. So liath, der „sechs Ellen und eine Handbreite hoch“ war, war keineswegs der mächtige Riese, wie man bis jetzt annahm. Neben dem chinesischen Riesen Chwang oder dem Russen Machnow hat er nur eine gewöhnliche Statur (ca. 2,25 Meter). Das große Bett des Og ist nicht viel über die gewöhnliche Größe und der Turm von Salomos prächtigem Tempel reicht nur bis zur Höhe der Londoner Paulskirche. Das Buch, zu dem der bekannte Assyriologe Dr. Sayce ein Vorwort geschrieben hat, ist sehr interessant und zeigt einige biblische Personen in ganz neuem Licht. Der Psalmist David wird uns als Architekt vorgeführt, der Pläne für Gebäude entwirft und seine Aufmerksamkeit Abwässerungen, Entwässerungs- und Lüftungsanlagen zuwendet. „Diese wurden nicht nur auf Davids Befehl vorbereitet, sondern es wurden auch sorgfältige Berechnungen aufgesetzt, und für alle Gefäße und Möbel in dem neuen Tempel wurde das Gewicht des Silbers und Goldes für jeden Gegenstand festgesetzt.“ Die Zeichnungen der Pläne zeigten sorgfältige Anordnungen für den Vorhof mit seinem Schatzhaus und seinen ebernen Säulen. Die Beisplätze, das Weinlager, die Priesterzimmer, alles wurde sorgfältig entworfen. David bestimmte auch, daß statt eines Leuchters zehn gebraucht werden sollten, und er trug die Anordnungen für einen neuen goldenen Altar. Die Goldplattierung für die beiden Cherubim aus Olivenholz zu beiden Seiten der Bundeslade wurde bis aufs einzelste genau berechnet, und die letzte öffentliche Tat des Psalmisten war es, Salomo mit feierlichem Pomp und großem Ceremoniell die von ihm vorbereiteten Pläne und Berechnungen einzuhändigen. Wenn man die von Caldecott ermittelten Maße auf die Stifftshütte anwendet, so wird sie kleiner und ist anders gebaut als die von Ferguson rekonstruierte Stifftshütte. Natürlich sind auch die Angaben Caldecotts nur als interessante Kombinationen zu bewerten.

Ueber Schriftzeichen aus der älteren Steinzeit berichtet Ed. Prette in „Etudes d'ethnographie prehistorique“ auf Knochen von La Madeleine und Rochebertier. Es handelt sich dabei um Zeichen, welche den Buchstaben viel späterer Zeit überraschend ähnlich sind. Gewiß muß man vorsichtig sein, hier irgendwelche Schlüsse zu ziehen, immerhin aber ist es bemerkenswert, daß jene Menschen sich schon mit Zeichen verständigten, denn anders wird sich solch ein Fund kaum erklären lassen.

Ueber Tiere als Barometer plaudert eine englische Zeitschrift. Wenn die am warmen Ofen liegende Hauskatze sich mit der Zunge unruhig die Pfote leckt, und sich dann mit der Pfote die Schnauze putzt, pflegt man zu sagen, daß es regnen wird. Der Ruf, den die Katzen als Wetterpropheten haben, ist nicht ganz unbegründet, denn es regnet wirklich manchmal, wenn die Katzen sich die Schnauze gepulzt haben. Das Katzenhaar ist mit Elektrizität geladen, so daß man leicht auf die Vermutung kommen kann, daß die Katze für atmosphärische Einflüsse empfänglich ist, ebenso wie Rheumatiker die Feuchtigkeit der Luft empfinden. Die Katzen sind nur bis zu einem gewissen Grade gezähmte Haustiere. Ihre primitiven Instinkte lassen sich nicht so leicht ausrotten, und da für die wilden Katzen die jeweilige Witterung von höchster Bedeutung sein muß, da sie ihre Raubzüge beeinflusst, ist es wahrscheinlich, daß bei den Nachkommen so beschaffener Vorfahren die Sensibilität dem Wetter gegenüber groß geblieben ist. Gar oft schon ist darauf hingewiesen worden, daß die Katze reizbar und erregt ist, wenn ein „Wetter“ in der Luft liegt. Die Hunde sind weit weniger „sensibel“ als die Katzen, aber es gibt Ausnahmen; so erzählt man von einem Hunde, der fast immer die Knochen, die man ihm vorgeworfen hatte, vergrub, wenn das Wetter bedrohlich war; er folgte wahrscheinlich dem erblichen Instinkt, die an guten Jagdtagen erbeutete Nahrung für schlechte Jagdtage aufzubewahren. Auch die Pferde sind manchmal fähig, den Regen vorauszunehmen; sie strecken dann den Hals weit vor und berücken gewissermaßen die Luft und geben Zeichen von Unruhe. Aber die Pferde sind schon von Natur so nervös und von so lebhaftem Temperament, daß man aus ihren Einzelzügen praktische Schlüsse nicht ziehen kann. Wenn die Esel laut und ohne Unterbrechung schreien, gibt es, wie die Wetterpropheten behaupten, immer Regen. Die Kühe legen sich, wenn sie auf der Weide sind und Regen im Anzuge ist, schon am frühen Morgen lang hin. Ein „Gelehrter“ sucht dies folgender-

maßen zu erklären: Die Katze legt sich, wenn sie fühlt, daß Regen kommen wird, auf die Erde, um wenigstens das Gras, das sie mit ihrem Körper bedecken kann, trocken zu halten; wenn dann der Regen vorüber ist, steht sie auf und kann nun trockenes Gras fressen. Sehr geistreich und überzeugend klingt das nicht. Einige Widder sind ausgezeichnete Barometer. Wenn es regnen soll, drehen sie den Schwanz nach der Windrichtung hin; wenn das Wetter sich wieder auflärt, fangen sie den Wind mit dem Mantel auf. Wenn die Kühe einer Herde sich in einem Winkel ihres Weideplatzes zusammendrängen und den Schwanz nach der Windrichtung hin wenden, kann man fast mit Sicherheit annehmen, daß es Regen gibt. Auch die Schafe befinden sich beim Herannahen eines Unwetters in einem Zustande dumpfer Aufregung; die Schweine grunzen und laufen unruhig hin und her. Die wilden und in der Wildnis lebenden Tiere sind noch empfindlicher für den Einfluß des Wetters; aber im allgemeinen ahnen die Tiere das nahende Unwetter nicht lange, sondern nur wenige Stunden vorher. Wenn die Eichhörnchen zu Beginn des Herbstes sich Nüsse aufbewahren, so geschieht es nicht, weil sie einen rauhen und langen Winter vorauszunehmen, sondern nur, weil sie die Nüsse sehr rasch empfinden; es ist also keine Voraussicht, sondern eine einfache körperliche Empfindung. Jeder weiß, daß die Vögel unruhig werden, wenn ein Wetter kommt; die Schwalben fliegen so niedrig, daß sie den Boden fegen; die Tauben suchen rasch ihren Schlag auf. Die Drossel aber, die den Regen liebt, schlägt lustig, wenn er kommt. Die Fische schwimmen dicht an der Oberfläche des Wassers; die Forellen springen hoch auf; die Delphine spielen und scherzen mehr als gewöhnlich am Schiffstrand, weil die atmosphärische Elektrizität sie lebhafter macht.

Räthsel und Aufgaben.

Buchstaben-Ergänzung.

—avo—
—nstru—
—ra—
—eist—
—nde—
—rian—
—zornisa—
—aba—
—alb—
—enerun—
—onne—
—mii—
—ciere—
—ra—
—lia—
—agl—

Die Striche sollen derartig durch Buchstaben ersetzt werden, daß Wörter entstehen, deren Anfangs- und Endbuchstaben ein Citat von Goethe nennen.

Rebus.



Auflösungen aus voriger Nummer.

Citatenräthsel.

Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Leben lang.

Rebus.

Blinde Eifer schadet nur.